

Rezension:

**Tobias Grimbacher, Über dem Wasser. Gottesfrage in zwei Akten.**

Edition NZN bei TVZ, Zürich 2014 (102 Seiten, Fr. 19.80; eBook: Fr. 17.-)

Es ist sicher ein Wagnis, ein Theaterstück zu verfassen, das sich fast ausschließlich mit der Gottesfrage auseinandersetzt. Dabei geht es nicht um eine Fixierung auf ein bestimmtes Gottesbild, sondern darum, verhärtete Ansichten über Gott, die durch Religion und Kirche geprägt sind, aufzusprengen und zum Nachdenken über Sinn und Unsinn unserer Existenz anzuregen. Das Buch fasziniert den Leser bis zur letzten Seite. Der Anhang, der als Kommentar zum Stück gedacht ist, trägt wesentlich zum tieferen Verständnis der Gottesfrage bei und konfrontiert den Leser mit theologischen- und auch Wirtschaftssystemen. Der Autor stellt eine Männergesellschaft vor. Unter den Personen fehlt die Frau. Das könnte zu dem Missverständnis Anlass geben, dass das weibliche Geschlecht keinen Beitrag zu den Lebensfragen leisten könnte. Es ist jedoch wohl so zu verstehen, dass es in der Person «Mensch» eingeschlossen ist.

Schon im Prolog wird auf die Alternative hingewiesen: Einerseits die Anbetung des Goldenen Kalbes als Symbol für Geld, Wirtschaft und einen Gott, den man haben kann und andererseits die Gotteserfahrung, die in der Mitmenschlichkeit und Solidarität möglich ist und der Würde des Menschen gegenüber Macht und Geld den Vorrang gibt.

Das Stück eröffnet mit dem «Chor der Bischöfe». Die kirchliche Lehre über Gott und Mensch wird gut zusammengefasst. Der Glaube wird als blinder Gehorsam gegenüber der Hierarchie verstanden. Dabei fällt die Behauptung besonders auf (Katechismus der Katholischen Kirche Nr. 760): «Die Kirche ist das Ziel aller Dinge». Dabei ist nicht die augustinische Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden, die auf der Erde verstreut leben, gemeint, sondern eine Kirche, die mit der Hierarchie identisch ist.

Im 1. Akt beginnt die Diskussion, ob es eine Wahrscheinlichkeit gibt, dass Gott existiert. Anders als im «Chor der Bischöfe» ist jetzt der einzelne Bischof, der auf seinen Ornat verzichtet, sehr viel differenzierter. Wenn er auch bei der Personenbeschreibung als typischer Institutionsvertreter der Kirche charakterisiert wird, so rät er doch zur Vorsicht, da unsere Gottesvorstellungen mehr als fraglich sind. Er argumentiert: Gott ist anders! Er gibt sogar dem Freidenker, dem Atheisten recht, indem er das Alte Testament (Kohelet) zitiert: Freu dich an der Liebe jeden Tag deines Lebens, den Gott dir gibt. Zugleich gibt er jedoch zu bedenken, dass unser Leben vergänglich ist.

Diese Vergänglichkeit, die uns Angst einflößt und aus der vielfach die Gottesideen entstehen, stellt uns vor die Frage nach dem Grund des Ganzen. Diese Aussage veranlasst den Atheisten zu erklären, dass die Welt, das Ganze keinen Grund hat und daher Gott überflüssig ist. Das begründende Denken führt nicht zu Gott. Letztbegründungen versagen. Gott ist in diesem Denken Lückenbüsser, der die Bedürftigkeit des Menschen aufheben soll. Die Kontingenz, die Zufälligkeit des Menschen, ist aber kein falscher Schein, der durch Gott beseitigt werden kann. Daher scheitern notwendig alle Gottesbeweise, da Gott nicht der Schlusspunkt scheinbar logischer Überlegungen ist. Des Menschen Zweifel an der Existenz Gottes kann dadurch nicht behoben werden. Die Suche nach dem Grund von allem setzt zugleich ein hierarchisches Denken voraus, wobei der Grund von allem das höchste Wesen ist, die hierarchische Spitze. Dagegen wendet der Theologe im Theaterstück ein, dass gerade der christliche Gottesgedanke durch die «Dreifaltigkeitslehre» enthierarchisiert wurde. Gott ist kein Monarch oder Potentat, sondern als Vater, Sohn und Geist eine Beziehungsgemeinschaft, in der es keine Über- oder Unterordnung gibt, sondern nur Beziehungen auf gleicher Ebene. Daher kann kein hierarchisches Argumentieren zu Gott führen, sondern nur ein an-archisches. Nicht Herrschaft und Macht, sondern Solidarität und Gemeinschaft eröffnen ein sinnvolles Nachdenken über Gott. Jedes Gottesbild ist jedoch nur eine Analogie aus unserer Erfahrungswelt. Von Gott als Person oder Du zu sprechen, kann nur ein Symbol sein. Ebenso auch wenn man von ihm als Tiefe der Diesseitigkeit oder der Welt spricht. Wie die Liebe zugleich das Mächtigste und Ohnmächtigste im Leben ist, ist Gott «allmächtige Ohnmacht». Er ist die coincidentia oppositorum (der Zusammenfall der Gegensätze), wie schon Nikolaus von Kues im Mittelalter lehrte und entgeht so jeder Vergegenständlichung.

Die Fülle der Gedanken und Argumente, die die Diskutierenden im Theaterstück vorbringen, lassen sich in Kürze kaum wiedergeben und verweisen auf die Notwendigkeit, den Text selbst zu lesen. Die Gottesfrage in ihrer Zweideutigkeit bewegt die Menschheit von Anbeginn, auch wenn der Freidenker im Stück meint, dass erst im Jahr 1659 ein anonymer Philosoph die Existenz Gottes bestritten habe. Z.B. Lukrez, der berühmte lateinische Schriftsteller († 55 v. Chr.) bestritt in seinem Werk «Über die Natur der Dinge» heftig die Existenz irgendeines Gottes, hielt jedoch an der Liebe als Sinngebung des Lebens fest. Für ihn ist nicht der Sinn des Lebens das Leben, wie es der Freidenker im Stück ausdrückt, sondern das Lieben. Dieses verhindert, dass der Mensch, wie es die heutige Wirtschaft tut, selbst zum Konsumgut wird. In der Wegwerfkultur ist der nicht funktionierende Mensch selbst nur «Müll». Um diese menschenverachtende Haltung zu überwinden, ist das Vertrauen notwendig, dass Gottes Gegenwart dort ist, wo sich das Gute ereignet. Da ist der Bereich Gottes, der mitten unter uns ist, wenn wir eine liebende Beziehung aufneh-

men. Sie ermöglicht, dass wir nicht in den Gefahren und Ängsten des Lebens untergehen, sondern diese überwinden, überschreiten gleichsam wie die Fluten des Wassers. Solange Petrus vertraut, kann er sich über dem Wasser halten, sobald er nur noch die Bedrohung sieht, versinkt er in ihr. Jesus, als Symbol der Liebe, rettet ihn und jeden, der es wagt über das Wasser, die Flut der vernichtenden Furcht hinwegzuschreiten. Dann kann es gelingen, dass wir ein sinnvolles Leben haben. Der Autor ist der Meinung, dass Kirche als ganze und nicht als Konfession, ein solcher Raum der Sinngabe sein könnte. Die Liebe könnte «brennen», wenn wir die Glut von der Asche befreien. Fährt aber wirklich, um ein anderes Bild zu gebrauchen, die Kirche mit dem Herrn, mit Jesus über die Wasser der Ängste? Ist Jesus wirklich im Schiff, wenn die Wellen heranbrausen oder haben nicht doch die kirchlichen Hierarchen Jesus schon längst über Bord geworfen, wie es bei Jonas geschehen ist, um sich des lästigen Gastes zu entledigen und so in Ruhe herrschen zu können? Das oft gebrauchte Hirtenbild für die Hierarchen dient zur Rechtfertigung dieser «Hirten und Oberhirten». Es mag nach Idylle, nach Sorge und Bewahrung der Welt klingen. Man vergisst jedoch gerne, dass die Hirten ihre Herde auf die grüne Au führen, nur um die Schafe scheren und gut ernährt schlachten zu können. Das Bild eines Wildhüters wäre angebrachter, der jedem Tier seine Freiheit lässt und es nur vor den Wilderern schützt, die um ihres Profites willen morden. Gott wäre dann nicht eine Stütze der Machtansprüche über den Menschen, sondern Aufruf zu Gerechtigkeit und Liebe und Verzicht auf Gewinnmaximierung.

Der Mensch verursacht durch seine Lieblosigkeit den «Tod Gottes». Der Atheist erinnert uns, dass Gottes Gegenwart keine Selbstverständlichkeit ist. Gott könnte der Index echter Menschlichkeit sein. Allerdings ist es notwendig, dass wir vom vergegenständlichten Gottesgedanken ablassen und ihn als Erfahrung in der liebenden Bejahung des Mitmenschen erkennen. Nur so ist Gott zugleich Einspruch gegen die Entmenschlichung des Menschen als einem finanziellen und objektivierten Nutzungsfaktor. Ergänzend kann diese Unterscheidung zwischen einem Gott als Machtanspruch und Gott als Liebe gut verdeutlicht werden durch die Äußerung einer Philosophiestudentin mir gegenüber: Ich bin eine Roma, Muslimin und Gott sei Dank Atheistin. Genau diese Gegensätze ermöglichen einen Weg zu einem Gottesverständnis, in dem der Sinn des Lebens entschlüsselt werden kann. Die Fülle der Anregungen in diesem Theaterstück könnte man noch lange fortführen.

Das theologische Deutungsmuster des Stücks (als Anhang) vertieft entscheidend die Problematik, wobei verschiedene Gedanken bekannter moderner TheologInnen aufgegriffen werden. Der Autor meint jedoch, dass von Gott als Bejahung des Menschen zu sprechen, zu wenig und der

Begriff «Reich Gottes» adäquater sei, um dem Irrtum eines objektiven «Gottwesens» entgegenzutreten. Ich meine, dass der Ausdruck «Bereich Gottes», der im zwischenmenschlichen Verhalten erfahren werden kann, geeigneter ist, denn Reich Gottes macht Gott doch wieder zu einem Reichsherrn. Durch das Verständnis Gottes als Bejahung oder sich vollziehende Liebe, die uns geschenkt ist, wird vermieden, dass Gott zu einem Subjekt wird, anstatt ein Prädikat des Menschen zu sein, bzw. eine Aussage vom Menschen. Unsere Redeweise, die subjektorientiert ist, führt uns oft in die Irre. Wir sagen z.B. «es regnet» – aber wer oder was ist dieses «es»? Dieses gibt es nicht, sondern nur «das Regnen», wie die Redeweise bei verschiedenen Indiovölkern üblich ist. Gott ist nicht gut, sondern das Gute verdient die Aussage: Gott. Daher ist es klar, dass in der Erfahrung der „guten Liebe“ Gottes Wirklichkeit Gegenwart ist. Weil Liebe nur in zwischenmenschlicher Beziehung voll verwirklicht werden kann, ist diese der privilegierte Ort der Gotteserfahrung. Selbstverständlich ist diese nicht darauf beschränkt. Aber in jeder anderen Beziehung (zu einem Stein, zu einer Landschaft, zu einem Tier usw.) ist ein klares Gefälle gegeben. Ein Bezug zu den «schönen Dingen» des Lebens ist keine echte Beziehung, weil all diese Dinge größtenteils Erweiterungserlebnisse des eigenen Ich sind. Wobei nicht bestritten werden soll, dass man Gott in allen Dingen erfahren kann. Bei der Rede von der «Gerechtigkeit Gottes» läuft man Gefahr ein Subjekt zu konstruieren, das eine Eigenschaft, nämlich «Gerechtigkeit» besitzt. Gottes Gerechtigkeit ist nur dort, wo wir Gerechtigkeit verwirklichen oder sie als Geschenk erfahren.

So großartig das Theaterstück ist, so scheint der Autor manchmal doch in die «Objektivitätsfalle» zu geraten, wobei er sich aber immer wieder durch Gegenargumente gut aus der Schlinge zieht.

Das Buch ist ein seltener Glücksfall von seriöser Theologie, die heute immer seltener wird. Wenn es auch nur 102 Seiten hat, so sagt es mehr über Gott und Lebenssinn aus als viele heutige theologische Werke.

Jedem, den die Gottesfrage nicht kalt lässt und der nach dem Sinn des menschlichen Lebens forscht, ist dieses Buch ein Leitstern.

Ich kann es voll und ganz empfehlen. Jeder wird großen Gewinn daraus ziehen.